

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 15 (1911-1912)
Heft: 5

Artikel: Hundetreue
Autor: K.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bereits haben zwar die Gemeinden des Tales für Planstudien beträchtliche Beträge ausgeworfen, noch aber ist der Zeitpunkt des ersten Spatenstiches nicht vorauszusehen. Seine gute Straße muß und wird das Bedrettal aber erhalten; sie wird zwar den Duft seiner Romantik etwas dämpfen, in ökonomischer Beziehung aber der Bevölkerung große Vorteile bringen.

Hundetreue.

(Aus dem Französischen der „Gaz. de Lausanne“.)

Ein Regiment der Fremdenlegion war nach strapazenreichen Märschen von der Grenze der Sahara her endlich in Oran, am Meere, eingetroffen. Die wenigen Soldaten, die ausgedient hatten, mochten auf ein Schiff warten, das sie der Heimat entgegenführte, die andern, das heißt das ganze Regiment, wurden am selben Tage noch auf einen großen Transportdampfer nach Tonkin eingeschifft und mit der sinkenden Sonne verließ dieser die afrikanische Küste. Wohl mochte den Legionären, von denen mehrere schon zum dritten Male „ins Land der Träume“ zurückkehrten, der Wechsel willkommen sein; doch manch einer unter ihnen, und wenn er noch so stumpf und eisenhart geworden, mußte sich mit heimlichem Grauen fragen, welches Geschick wohl seiner in den asiatischen Dschungeln warte. Da saßen sie auf dem Vorderdeck in einer Gruppe zusammen, die zehn, die einander schon von früheren Tonkin-Feldzügen her kannten. Darunter einer mit schneeweißen Haaren. Um ihn drängten sich jetzt, wie die Küste ins Meer sank, die Kameraden. Und mit der anbrechenden Nacht stiegen in ihnen die Erinnerungen auf, die Gedanken eilten vorahnend dem türkischen Osten zu, Afrika war vergessen.

„Was für ein ruppiges Vieh streicht dir denn immer um die Beine, Pfister?“, fragte ein hünenhafter, blonder Kerl den Weißhaarigen, dessen noch straffe Züge und kräftige Glieder verrieten, daß er nicht älter sein konnte als seine Gefährten. „Ei, was kümmert's dich, Schwab, ob mein Hund rote und struppige Haare hat? Komm, Näh-keh, ein Kerl, wie du, ist in meinen Augen tausendmal schöner, als alle Schwaben miteinander!“ Der stämmige Pfister durfte sich diesen Ausfall erlauben, denn seine breite Brust zierte die Tapferkeitsmedaille. „Na, werd' nur nicht gleich grob, Schweizer!“, war des gutmütigen Schwaben ganze Antwort, „was hat denn dein Köter so Wunderbares an sich?“ „Spotte du nur!“ meinte Pfister, der über die dunkelnden Wasser hinstarrte, als ob er in ferne Zeiten zurückschaute. Da die Kameraden stille blieben, hub er nach einer Weile leise zu erzählen an, als wenn er zu dem zu seinen Füßen hingelagerten Hund spräche und ließ dabei lieblosend die linke Hand durchs zottige Fell des Tieres gleiten. Und folgendes war seine Geschichte:

Wie so mancher übelberatene Junge in unserem Lande, war er einst

im Unmut seinem Lehrmeister und seinem Vaterhaus im hintersten Zürcher Oberland entlaufen und hatte Handgeld genommen. So war er nach Tonkin gelangt. Kaum war das Regiment gelandet, erhielt sein Hauptmann den Auftrag, einen Streifzug nach Yen-The zu unternehmen. Chinesische Seeräuber waren wieder einmal den schwarzen Fluß hinaufgefahren und hatten mordend und sengend friedliche Dörfer heimgesucht. Die ihnen entgegengesandten einheimischen Soldaten waren ihnen nicht gewachsen gewesen. Einige waren dem grausamen Feinde in die Hände gefallen und von ihm nach seiner Gewohnheit dem Wild der Dschungeln überliefert worden. Was die Legionäre von ihm zu erwarten hatten, erfuhren sie bald mit Grausen. Eines Morgens stießen sie, bei der Verfolgung des Feindes, der sich in verteuft geschickten Schlupfwinkeln in den mit Urwald bedeckten Felsenkesseln des Hinterlandes geborgen hatte, auf frische Erdhügel zur Seite des durch dichtes Gestrüpp sich windenden Pfades. Die Hunde scharrten mit wütendem Gebell in dem mit noch blutigen Luchsfexen und schwarzen Haarbüscheln vermischten Erdreich. Die Soldaten gruben den Hügel auf und bald bot sich ihren Blicken der kopflose, von Ameisen und Würmern wimmelnde Rumpf eines hingemordeten Kameraden. Das Opfer der Seeräuber wurde vollends ausgegraben und man fand, daß sie ihm die Arme auf den Rücken gefesselt und es dann stehend bis zum Hals eingegraben hatten. So war es den wilden Tieren des Urwaldes preisgegeben worden. Welche Leib- und Seelenqualen mochte der Unglückliche ausgestanden haben!

Einem solchen Feinde gegenüber hieß es treu zusammenstehen! Die Streifzüge waren bis in den Winter hinein wenig erfolgreich. Nun brach dieser an mit seinem unendlichen Regen und den finstern Nächten.

Eines Abends erhielt Pfister's Hauptmann sichere Kunde, in welcher Richtung ein Handstreich gelingen müßte. Er betraute Pfister als einen der zuverlässigsten und zähesten seiner Soldaten mit der Führung des kleinen Streiftrupps. Bei Nachtanbruch wurde das Lager verlassen und der geräuschlose Marsch durch die Dschungeln angetreten. Wohl besaßen einige Soldaten gute Hunde, so auch Pfister, aber da jeder verräterische Laut, wie ein Geflässe, vermieden werden mußte, wurden diese Hunde im Lager zurückgelassen. Und es kostete nicht wenig Mühe, die Tiere zurückzuhalten, denn wenn auch halbwild, waren sie doch ihren Herren aufrichtigste zugetan. Pfister hatte seinen roten struppigen Köter, den er Näh-keh getauft, einst sozusagen vom Hungertode gerettet, als er ihn in einem vom Feind niedergebrannten Dorfe losgebunden und, weil er zu entkräftet war, um laufen zu können, mit sich fortgetragen. Und seitdem war das unansehnliche, ja häßliche Tier ihm nie mehr von den Fersen gewichen. Und auch dieses Mal mußte es sein Herr mit Kolbensschlägen

ins Lager zurücktreiben, worauf Näh-keh winselnd ins Zelt kroch und sich in sein Schicksal zu finden schien.

Der Regen fiel dicht und fein, die Nacht war pechschwarz und der Weg durch die Dschungeln schwer zu finden. Außerdem war er so schmal, daß die Soldaten einer hinter dem andern zu marschieren gezwungen waren. Pfister stellte sich an die Spitze, mit der schußbereiten Waffe im Arm, und dem langen Messer griffbereit im Stiefel. Langsam und geräuschlos bewegte sich der Trupp vorwärts. Da, auf einmal, werden Pfister und die nächsten hinter ihm, durch einen Flintenschuß geblendet und im gleichen Augenblick packen zwei riesenstarke Arme den Vordersten, und ein fürchterlicher Hieb über den Kopf raubt ihm das Bewußtsein.

Wie Pfister wieder zu sich kommt, liegt er in einem Winkel einer Eingeborenenhütte, mit den Armen auf den Rücken gefesselt. Wütende Schmerzen in den Schultern hatten ihn wohl wieder zum Bewußtsein zurückgebracht. Seine Ellenbogen berühren sich auf dem Rücken, die Schultern sind ihm wie ausgerenkt. Alle Anstrengungen, sich der Fesseln zu entledigen, umsonst. Bei der Türe hocken zwei Chinesen, ein trübe flackerndes Öllämpchen zwischen sich, und saugen, stumpf vor sich hinstierend an ihren Pfeifen, ohne sich im geringsten um ihr hilfloses Opfer zu kümmern. Plötzlich öffnet sich geräuschlos die Türe und zwei reichgekleidete Chinesen treten herein. Die beiden Wächter schnellen auf und verbeugen sich tief vor den Ankömmlingen. Diese scheinen also Anführer zu sein. Einer kurzen Zwiesprache unter ihnen folgt ein scharfer Befehl an die Wächter, worauf diese den Gefangenen mit Fußtritten und rohen Griffen ins Freie stoßen und zerren. Draußen stehen in weitem Kreise um ein schwarzes Loch herum, die übrigen Räuber. Einige Fackeln erhellen ihre gelben Gesichter, die unter dem wechselnden Lichte zu teuflischen Fratzen verzerrt zu sein scheinen. Der Gefangene wird in den Kreis gewälzt, die nächsten Banditen treten herzu, richten ihn auf und stellen ihn mit einem Ruck in die mannstiefe Grube, halten ihn aufrecht, indes andere mit der im Fackellicht funkelnden Schaufel Erde um ihn aufwerfen. Zusehends füllt sich die Grube. Die Erde wird um den Leib des Gefangenen festgetreten; immer neue wird herabgeworfen; jetzt reicht sie ihm bis zur Brust, jetzt zum Hals, zum Munde. Da, wie er schwer nach Atem zu ringen anfängt, stößt einer die Scholle vom Munde weg, wirft die Schaufel hin und verschwindet im Nu mit den andern im Walde. Totenstill und pechschwarz wird es um den lebendig Begrabenen

Da ziehen vor seinen Augen Bilder aus der fernen, glücklichen Jugendzeit herauf, er sieht seine Eltern, wie sie um den leichtsinnigen, verlorenen Sohn weinen, sieht seine Schwester, die nun vergeblich mit ihrem Verlobten auf ihn harret, daß er an ihrem Hochzeitsfest teilnehme, sieht

seinen Lehrmeister . . . , seine Kameraden . . . , seinen Hund . . . Die un-menschlichen Qualen, die ihm seine Fesseln bereiten, dazu das unaufhörliche Rauschen des Regens . . . Aber was ihn Schmerzen und Trauer vergessen läßt, das ist ein entsetzliches Grausen, denn ihm kriecht ekles Gewürm am Hals hinauf, Ameisen füllen ihm die Ohren und Haare und, wie er in sinnloser Angst den Kopf dreht und schüttelt, hört er ein Knacken im Unterholz nebenan; er glaubt die glühenden Augen der großen Kaze, des Panter's, zu sehen. Es scheint, sie kommen näher und näher . . .

Was weiter mit ihm geschehen, vermochte Pfister später nicht zu erzählen. Die Qualen, die er duldet, mußten mit einer wohlthätigen Ohnmacht geendet haben . . .

Als er wieder zu sich kam, war der Tag eben angebrochen, und er fühlte die stürmischen Liebkosungen seines Hundes, seines Näh-keh, der ihm Gesicht und Hals und Ohren belackte und dann wieder wütend bellte und sich mit den struppigen Haaren an ihm rieb. Und da sprangen auch schon seine Kameraden aus dem Gebüsch und befreiten ihn aus seiner fürchterlichen Lage. Sie mußten ihn ins Lager zurücktragen . . . Kaum erkannten sie ihn wieder, denn seine Haare waren in dieser Nacht schneeweiß geworden.

Lange, nachdem Pfister seine Geschichte beendet, blieben die Kameraden stumm um ihn sitzen; der Schwabe hatte sich neben dem Hunde niedergelassen und fuhr ihm liebkosend über die struppigen Haare. K. H.

Milchliche Hauswissenschaft.

Die Flechten im Kindesalter.

Die alte Vorstellung, daß Flechten nicht eine äußere Erkrankung darstellen, die lediglich von der Haut aus behandelt werden soll, vielmehr eine Erkrankung des Blutes und des Stoffwechsels, die dementsprechend auch nur von innen heraus behandelt werden muß, gewinnt durch die neuerdings mit gutem Erfolge vorgenommene diätetische Behandlung der Flechten im Kindesalter eine neue Bestätigung. Die chronischen Flechten der Säuglinge sind von Prof. Czerny als Teilerscheinung einer Konstitutionskrankheit erkannt und mit der Ernährung in Zusammenhang gebracht worden. Das Milchfett und die Molke machen gemeinsam die Schädlichkeit aus. Molkenfreie Nahrungsgemische wirken deutlich auf die Heilung ein, fettfreie ebenfalls, wenn auch weniger. Die besten Heilergebnisse werden mit der sogenannten Eiweißsuppe erzielt, die aus 10% Malzertrakt, 5% Mehl und 1% Nutrose hergestellt wird. Der Tagesbedarf berechnet sich auf durchschnittlich 200 Gramm auf 1 Kilogramm Körpergewicht. Die Suppe wird fast immer gern genommen und gut vertragen, in keinem Fall hat sie Schaden gebracht. Der Hautauschlag geht fast immer zurück. In einem beobachteten Fall bildeten sich nach Ausschließen der Eiweißsuppe die Flechten sofort wieder, um nach neuerlicher Darreichung zu verschwinden.